

Einleitung

Wir Menschen gleichen „frierenden Stachelschweinen“, die, um nicht zu frieren, eng zusammenrücken müssen, sich aber nicht zu nahekommen dürfen, um sich nicht an den Stacheln der anderen zu verletzen, so Arthur Schopenhauer.¹ Menschen brauchen Nähe und Distanz gleichermaßen, wie auch Immanuel Kant betont, der stattdessen von „ungeselliger Geselligkeit“² spricht. Hierunter versteht der Aufklärer ähnlich wie Schopenhauer das menschliche Doppelbedürfnis, sowohl mit anderen zusammen sein zu können als auch sich ihnen entziehen zu dürfen. Als gesellige Wesen sind wir zwar häufig auf ein reiches soziales Leben aus, doch wer gut mit sich allein sein kann – also zur Einsamkeit fähig ist, ohne sich vereinsamt zu fühlen –, wird vermutlich denen gegenüber im Vorteil sein, die es nicht können.

Wie viel Gemeinschaft braucht der Einzelne? Wie viel Gemeinschaft braucht die liberale Demokratie, um bestehen zu können? Ohne gemeinschaftliche Werte können kein Gemeinwesen und keiner im Gemeinwesen dauerhaft überleben. Darum drängt sich außerdem die Frage auf: Wie viel Freiheit erträgt der Einzelne überhaupt? Wie viel Gleichgültigkeit ihrer Bürger verträgt die liberale Demokratie?

Die Großstadt, Ort gegensätzlicher Weltbilder und Lebensformen, Kampfplatz unterschiedlicher Interessen. Hier gibt es Kräfte, die für alte, ja für alle Formen von

Gemeinschaft bedrohlich werden können. Die Auflösung der Gesellschaft in viele bindungslose Einzelne zeigt sich besonders drastisch in den Metropolen bei Nacht. Speziell in der nächtlichen Stadtprarie wird erwartet, dass jeder mit seinem Leben ohne Beistand und Schutz fertig wird. In der Anonymität der künstlich beleuchteten Großstädte erweist sich das mühsam erkämpfte Recht, auf eigene Art glücklich zu werden, als schwere Last, sein unbehaustes Leben ganz alleine zu bestehen. Niemand ist aus freien Stücken gerne dauerhaft alleine. Eine noch so schwache Sehnsucht nach Nähe und Freundschaft verspüren selbst einsame Nachtschwärmer. Doch wer erst einmal außerhalb jeder Gemeinschaft lebt, findet nicht mehr ohne Weiteres den Weg in ein friedlich geregeltes Zusammenleben zurück. Gerade im Gedränge kalter Bahnhofsgenden scheint jeder für sich verantwortlich zu sein und sich nur mit sich selbst zu beschäftigen, vom Schicksal der anderen unbetroffen und ungerührt. Haben wir auch eine gemeinsame Geschichte, Kultur und Sprache, so spüren wir ihre verbindende Gegenwärtigkeit an solchen Orten kaum.

Jedoch müssen sich nicht nur Außenseiter, Fremde, Stigmatisierte allein durchs Leben schlagen. Viele sind auf sich gestellt, losgelöst von alten Bindungen, die inzwischen oft als überholt und wertlos gelten. Freie Lebensgestaltung fordert ihren Preis, birgt aber auch Chancen in sich.

Dafür steht der autarke Single, der zwar allein wohnt, deshalb aber keineswegs in stärkerem Maße allein und vereinsamt sein muss als all jene, die mit Partner und Familie zusammenleben. Denn nicht selten fühlen wir Menschen uns nicht nur fernab anderer Menschen einsam, sondern auch mitten unter ihnen – auf Feiern, selbst in der Familie, auch unter Freunden, ja sogar in der Partner-

schaft. Keine Gemeinsamkeit ohne Einsamkeit! Dagegen hat der heutige Single oft genauso viele lebendige Kontakte und soziale Aufgaben wie andere. Möglicherweise kommt sie oder er nur besser mit sich alleine zurecht und bestimmt eigenständiger, mit wem er und sie ihre Zeit verbringen möchte oder nicht.

Individualismus, Unabhängigkeit, Autonomie – das alles sind keine bösen Worte. Erst wenn Freiheit schrankenlos wird, ist sie ein Problem. Der heutige Individualist des gehobenen Mittelstandes führt oftmals ein Doppelleben: am Tage effizienzstark, karriereorientiert, selbstdiszipliniert, in der Nacht ausgelassen, verschwenderisch, vergnügungssüchtig. So arbeitet der rücksichtslose Individualist ständig an etwas – vor allem an sich: seiner Selbstverwirklichung. Selbstsuche ist zur Selbstsucht, Lebenskultur zum Lebenskult geworden. Doch wo der zügellose Egotrip das Rennen macht, bleibt das Gemeinwohl auf der Strecke. Der hemmungslose Individualismus, von der liberalen Demokratie ermöglicht, kann so leicht zur Gefahr für diese selbst werden. Obwohl das Recht auf individuelle Freiheit eine fällige Antwort auf frühere Willkür und gemeinschaftliche Zwänge war, droht der von fast allen Bindungen befreite Glückssucher die Grundlagen seiner eigenen Lebensweise zu zerstören. Denn durch seine Gleichgültigkeit gemeinschaftlichen Aufgaben gegenüber gefährdet er nicht bloß das freiheitliche Gemeinwesen, das auf aktive Bürgerschaft angewiesen bleibt, sondern auch die Möglichkeit seiner freien Daseinsform. Es ist nämlich die demokratische Kultur, die überhaupt erst unterschiedliche Lebensstile innerhalb eines lose gesteckten Rahmens ermöglicht. Allerdings hat die freiheitliche Ordnung nur solange Bestand, wie sie mit der aktiven Unterstützung ihrer Bürger rechnen kann.

Zwischen den genannten erfolgreichen und zuvor erwähnten erfolglosen Einzelgängern bewegen sich als dritter Typ die meisten Durchschnittsbürger, die infolge hoher gesellschaftlicher Dynamik gleichfalls zur Vereinzelung gezwungen sind. Überfüllte Straßen, Flughäfen, Autobahnen, überall große Ansammlungen von Menschen mit konkreten Schicksalen, jeder mit seinen Sorgen alleine. Der Hauptbahnhof am frühen Morgen: viele beziehungslose Gestalten, eine anonyme Masse isolierter Individuen, uninteressiert aneinander, alle voneinander getrennt, einzige Gemeinsamkeit: die genaue Kenntnis der Abfahrtszeiten der Züge. Alle stehen hier zwar Seite an Seite, zur Seite stehen sie sich aber deshalb noch lange nicht. Jeder versucht nur von der Stelle zu kommen, der eine langsamer, die andere schneller. Persönliche Bindungen können an Orten wie diesen kaum entstehen. Doch wo eine hohe Anzahl von Menschen auf engem Raum zusammenkommt, halten viele diese physische Nähe womöglich nur deshalb aus, weil sie psychisch füreinander abwesend bleiben dürfen.

Zu alledem verläuft das heutige Leben immer schneller, rastloser: das Tempo steigt, der Augenblick, die stehende Zeit, schrumpft. In der modernen Welt hat sich die Mobilität dramatisch erhöht. Größte Eile, Zeitdruck, fliegende Hast, alles so schnell wie möglich: Vom Vorort ins Zentrum, von der Arbeit nach Hause, von der einen Stadt in die andere. Auch Wohnortwechsel immer häufiger. Früher verbrachte man in der Regel sein ganzes Leben an einem Ort – die meisten in einem Dorf oder in der Kleinstadt. Meist berufsbedingt, wechseln heute immer mehr Menschen ihren Wohnsitz. Wie können da feste Bindungen entstehen, alte noch aufrechterhalten werden? Selbst Partei-, Berufs-, Partnerwahl: keine Entscheidungen mehr fürs Leben. Kaum jemand, der noch im Beruf seiner Vor-

fahren arbeitet; die Scheidungsraten steigen, die Zahl der Alleinerziehenden auch. Familiäre Bande sind heute brüchiger, nicht weil etwa der eine dem anderen gleichgültig wäre, nein, die Tagesabläufe sind zu verschieden. Der eine geht, wenn die andere kommt.

Dabei führen die meisten ein Leben von der Stange. Ihre von den gesellschaftlichen Moden zugeschnittene Lebensweise spielt sich in konfektionierten Rollen ab. Dies verbindet sie miteinander – allem Streben nach Einzigartigkeit zum Trotz. Konformität lässt dem Individuum nur wenig Spielraum für Individualität. Nur scheinbar überschreiten die Menschen in ihrem Bemühen um Originalität den Rahmen der uniformierten Massengesellschaft. Auch die Singulären sind oft nur Exemplare eines Musters.

Natürlich stiftet diese Art der Gemeinsamkeit keine Gemeinschaft, die immer häufiger in den Social Media gesucht wird. Über ihr Smartphone befinden sich die einsamen Glückssucher in ständiger Interaktion. Im Netz wird viel geredet, aber doch nur wenig gesagt. Meistens geht es gar nicht um Freundschaft und Gemeinschaft, sondern um Ablenkung und Zerstreuung, weil man unfähig ist, fernab der alltäglichen Hektik im Einklang mit sich zurückgezogen zu leben. Blaise Pascal schrieb bereits im 17. Jahrhundert, „dass das ganze Unglück der Menschen aus einem einzigen Umstand herrührt, dass sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben können“.³ Vielen fehlt das stille Genügen an sich selbst. Hiermit stimmt überein, dass Millionen ständig an ihrem Online-Profil arbeiten, indem sie dauernd neue Bilder und Texte ins Netz stellen, um durch performative Selbstanpreisung auf das eigene schöne Leben aufmerksam zu machen und nach Möglichkeit um ihr Leben beneidet zu werden. Die Sozialen Medien geben der privaten und beruflichen Attraktivität eine Plattform.

Auf dieser Bühne tragen viele ihr individuelles Dasein in die Öffentlichkeit, damit Freunde und Follower durch Applaus für sportliche Leistungen, Karriereerfolge, Urlaubsziele oder Wohnungseinrichtungen ihrer zur Schau gestellten Existenz eine Rechtfertigung geben. Deren erahnte Bedeutungslosigkeit wird dadurch zerstreut, dass man sich von außen ihre Bedeutsamkeit attestieren lässt. Mit Gemeinschaftsbildung hat das alles wenig zu tun, im Gegenteil: Man möchte sich ja von anderen gerade abheben, indem man am Ende allerdings doch nur tut, was alle tun.

Jedoch kommen auch die Menschen der Massengesellschaft, die so gerne singulär sein möchten, nur schwer ohne Bindungen auf persönlicher und lokaler Ebene aus. Nicht selten verbirgt sich hinter der kühlen Fassade der Vereinzelung eine Sehnsucht nach den überschaubaren Verhältnissen traditioneller Gemeinschaften, nach verbindenden Gesinnungen und Sympathien. Allerdings versteht sich in keiner Zeit von selbst, sich unter anderen fürsorglich behütet zu fühlen – erst recht nicht in einer Lebenswelt, die, obgleich von Menschen gemacht, nicht bloß menschenfreundliche Züge trägt. Gestützt durch Freunde und Familie, geschützt von bewährten Institutionen, getragen von verbindlichen Werten, ist die Fahrt durchs Leben zweifellos einfacher, angenehmer, sicherer. Gefühls- und gewohnheitsmäßige Bindungen sind am stärksten; sie geben ein Gefühl von Geborgenheit.

Obwohl alte Sitten und Bräuche ihre Bedeutung an vielen Orten unserer Gesellschaft verloren haben, wirken sie trotzdem teilweise weiter. Ein lebendiger Umgang mit überlieferten Ritualen ist zum Teil auch heute noch möglich; sie stärken das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Insbesondere in ländlichen Regionen, dörflichen Gemeinschaften trifft man noch auf alte Gemeinschafts-

formen, welche die Bürger miteinander verbinden, auf Vereinigungen, in denen man sich persönlich kennt. Hier scheint das Band zwischen den Menschen noch eng geknüpft. Doch finden nicht wenige das lausliche Dorf auch erdrückend. Gerade traditionelle Gemeinschaften können eine unerträgliche Sozialkontrolle ausüben. Dann sind sie das genaue Gegenteil von echter Freundschaft, die im beschwerlichen Alltag Halt, Hilfe und Orientierung bietet. Hier herrscht noch eine festgefügte Werteordnung.

Aber erst die Freiheit, gewachsene Identitäten, Gruppen und Gemeinschaften repressionsfrei hinter sich lassen zu können, kennzeichnet ein liberales Gemeinwesen, das unterschiedlichen Lebensstilen gegenüber offen ist. Jeder möge innerhalb eines elastischen Werterahmens seine eigene Meinung bilden und auf seine Art glücklich werden, ohne anderen das gleiche Recht abzusprechen. Individualität muss nicht ausgeschlossen bleiben: Jeder nach seinen sozialverträglichen Bedürfnissen. Dazu gehört, sich gemeinschaftlich betätigen zu dürfen, aber nach Wunsch auch in Ruhe gelassen zu werden. Freiheit der Wahl und Freiwilligkeit der Teilnahme gehören zusammen. Häufig kann sich Individualität sogar erst in Gemeinschaften, denen man sich freiwillig anschließt, voll entfalten. Dann ist Gemeinschaft nicht nur eine Voraussetzung der freiheitlichen Demokratie, sondern auch eine Bedingung für ein gelingendes Leben.

Der heute vielbeklagte Verfall alter Bräuche führt keineswegs zum Ende von Gemeinschaft überhaupt. In den letzten Jahrzehnten sind viele alternative Gemeinschaften entstanden, Bürgerinitiativen, Gender- und Umweltbewegungen, ehrenamtliche Organisationen wie Hospizvereine, Trauerselbsthilfegruppen und andere mehr. Herkömmliche Gemeinschaften wie Sportvereine und Verbände wie Gewerkschaften existieren fort. Die libera-

le Demokratie kann ohne solche solidarischen Kollektive nicht überleben. Diese verlangen von ihren Mitgliedern eine Bereitschaft, soziale Verantwortung zu übernehmen, Engagement zu zeigen. Ohne freiwillige Mitarbeit in selbst organisierten Gruppen, Verbänden, Parteien hat ein demokratisches Gemeinwesen keine Zukunft. Denn diese Vereinigungen sind zugleich Multiplikatoren seiner Grundwerte.

Allerdings lässt sich der Wunsch nach Gemeinschaft, deren Verlust bereits seit der Romantik im 19. Jahrhundert beklagt wird, auch leicht ausbeuten. Die Nationalsozialisten hatten das weit verbreitete Gemeinschaftsbedürfnis, das sich seit Ende des vorletzten Jahrhunderts in verschiedenen Bewegungen Ausdruck und Form verschaffte, aufgegriffen und es für ihre politischen Zwecke missbraucht. Aus den unterschiedlichen Gemeinschaften sollte die einheitliche Volksgemeinschaft werden. Durch die nationalsozialistische Volksgemeinschaft war in Deutschland das Wort Gemeinschaft lange Zeit verpönt. Tatsächlich sind die Verherrlichung des Eigenen, Verachtung des Fremden, Sicherung von Zusammengehörigkeit durch Zwang, Schutz durch Terror ernste Gefahren fast jeder Gemeinschaft, in welcher der Einzelne nur wenig wiegt, weil das Ganze vorrangig zählt. Und wie die Geschichte zeigt, scheint es unter bestimmten Umständen einfacher zu sein, ganze Völker in eine Horde wilder Fanatiker und ängstlicher Mitläufer zu verwandeln, als eine Gemeinschaft geistig freier Menschen hervorzubringen.

Aus alldem ergibt sich die Frage: Wie viel solidarisches Handeln und Gemeinschaft, ja welche solidarisch tätigen Gemeinschaften und geteilten Grundwerte braucht die liberale Demokratie, um auch künftig weiter bestehen zu können? Auf diesem Gebiet herrscht heute eine große Verunsicherung: ein Wertewirrwarr. Totalitäres Denken

und liberale Demokratie sind selbstredend unvereinbar. Genauso unstrittig ist es, dass freiheitliche Grundwerte wie gegenseitige Achtung, Gesprächsbereitschaft, Kompromissfähigkeit, Beteiligung aller am politischen Geschehen bereits in kleineren Kreisen praktiziert werden sollten. Familie, Schule, Vereine, Freundschaften mögen den überzogenen Individualismus in seine Schranken weisen, egoistischer Rücksichtslosigkeit entgegenwirken; andernfalls droht die Freiheit ihre eigenen Grundlagen zu zerstören.

So gilt es einen mittleren Weg zu finden zwischen Gemeinwohl und Selbsterfüllung. Die Spannungen zwischen beidem, persönlichen Interessen und sozialer Verantwortung lassen sich niemals ganz auflösen. Damit müssen und können wir leben. Wie die eigene Freiheit dort endet, wo die Freiheit der anderen beginnt, so hat die Gemeinschaft ihre Grenzen dann überschritten, wenn sie Individualität zerstört. Doch haben Gemeinschaftssinn und Individualität auch eine Schnittmenge, zum Beispiel wenn der Einsatz fürs Gemeinwohl zugleich Teil der persönlichen Selbstverwirklichung ist.

Vom Schrecken des Zweiten Weltkriegs gezeichnet, unterschrieben 1945 über 50 Staaten die *Charta der Vereinten Nationen* mit einer Vision weltweiten Friedens. Bereits Immanuel Kant entwarf in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* die Idee einer geeinten Menschheit. Die Vereinten Nationen verpflichteten sich in ihrer Charta, die Würde des Menschen zu achten und grundlegende Menschenrechte anzuerkennen. 1948 wurde die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* proklamiert. Aber gilt dieses Fundament der Weltgemeinschaft auf den Straßen aller Kontinente? Wird die Weltgemeinschaft, deren Konturen sich nur bruchstückhaft abzeichnet, den weiten Weg

zu einer gerechten, freien und friedlich geeinten Menschheit jemals erfolgreich zurücklegen können?

Die Hoffnungen sind gering. Denn auf den Straßen dieser Welt sind die Voraussetzungen für ein sich frei entfaltendes Weltbürgertum im Allgemeinen nicht gegeben. Hohe Umsätze verdrängen nicht selten gute Vorsätze. Die Verlierer unserer heutigen Weltordnung leiden nicht nur unter Armut, Hunger und einem ungebändigtem Klimawandel, auch Kriege geben Anlass zu Resignation und Ratlosigkeit. Soll die UNO also aufgeben? Doch angesichts weltweiten Elends muss sie trotz aller politischen Rücksichten und finanziellen Engpässe weiter für das Leben eintreten, für Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit. In dieser misslichen Lage kann die UNO aber nur durchhalten, wenn sie nicht den Erfolg, ja nicht einmal ihre Ziele, sondern das Leid der Menschen in allen Teilen der Welt zum Maßstab ihres Engagements nimmt. Solange es menschliche Not gibt, wird die UNO notwendig bleiben.

Selbst von Gemeinschaften gestützte Demokratien sind kein Garant für Freiheit, weil Mehrheitsentscheidungen doch Minderheiten an die Wand drängen können. Daher bedarf es wertefundierter Rechte, die einem besonderen Schutz unterliegen. Erst eine wertebasierte und gemeinschaftsorientierte Welt- und Gesellschaftsordnung verdient die Unterstützung aller Menschen. Dabei schließt eine solche Identifikation mit einem demokratischen Gemeinwesen keineswegs Gesellschaftskritik aus, im Gegenteil: Einspruch gegen Machtmissbrauch zählt zu den traditionellen Bürgertugenden.

Im Buch geht es um ethische Standards unserer pluralistischen Gesellschaft und Weltordnung. Das *erste Kapitel* stellt die provokative These auf, dass die offene Gesellschaft nur als geschlossene Gesellschaft möglich ist. Denn erst unverhandelbare Wertekomplexe und un-

umstößliche Rahmenwerte garantieren Freiheit und Vielheit. Doch um welche Werte handelt es sich hierbei und wie begründen sie die freiheitlich-demokratische Grundordnung?

Im Zentrum des *zweiten Kapitels* stehen die Orientierungspfeiler Menschenwürde und Menschenrechte. Trotz aller interkulturellen Kontroversen stoßen diese Begriffe heute auf eine breite Akzeptanz weltweit. Allerdings gibt es unüberwindliche konzeptionelle Probleme bei der Begründung von Menschenwürde und Menschenrechten. Es besteht sogar der Verdacht, dass es sie gar nicht gibt, beide also nicht nur *praktisch*, sondern auch *theoretisch* gefährdet sind. Jedoch ist ein Verzicht auf diese universellen Orientierungspfeiler unvertretbar. Darum drängt sich die ebenso paradoxe wie prekäre Frage auf: Wie lassen sich Menschenwürde und Menschenrechte retten, falls es sie gar nicht geben sollte?

Das *dritte Kapitel* ringt mit der Frage, wie sich solidarischer Handeln begründen lässt, wenn die Notleidenden, die auf die Hilfe anderer angewiesen sind, nicht zum näheren Umfeld gehören und zu ihnen keine emotionale Bindung besteht, wie es etwa unter Freunden der Fall ist. Warum also helfen? Besteht eine ethische Pflicht zu tätiger Unterstützung von Fremden oder sind hier Hilfeleistungen bloß lobenswerte Mildtätigkeit?

Das *vierte* und *fünfte Kapitel* verteidigen die ethischen Standards und Orientierungspfeiler nach zwei Seiten hin: Zum einen werden überzogene Ansprüche der Religionen zurückgewiesen, zum anderen übertriebene Versprechen der Naturwissenschaften relativiert. So beschäftigt sich das *vierte Kapitel* mit der Frage, ob Ethik auf Religion angewiesen ist oder ob nicht vielmehr umgekehrt religiöse Ethiken gottlose ethische Überlegungen voraussetzen. Das *fünfte Kapitel* schließlich befasst sich gleichermaßen

zustimmend wie kritisch mit dem ambitionierten Projekt, Kultur und Ethik naturwissenschaftlich zu rekonstruieren und zu explizieren. Beraubt die zunehmende Naturalisierung der Lebenswelt mittelfristig die Kultur ihrer sinnstiftenden Eigenbedeutung und die Ethik ihrer alltagstauglichen Orientierungsfunktion?

Aus der Vogelperspektive betrachtet, leistet das Buch einen sozialetischen Beitrag zu einer allgemeinen Frage, die mich seit Jahren umtreibt und in meinen Schriften aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet wird: Wie ist in unsicheren, von Krisen, Kriegen und sonstigen Katastrophen geschüttelten Zeiten einerseits, der kosmischen Geringfügigkeit des Menschen andererseits trotzdem eine Lebensbejahung möglich? Angesichts der Möglichkeit zur nuklearen und klimabedingten Selbstvernichtung der Menschheit sowie ihrer Unerheblichkeit im Weltall gewinnt die Frage eine hohe Dringlichkeit: Warum soll überhaupt eine Menschheit existieren? Man wagt es kaum auszusprechen: Sie soll ja nicht! Mithin hängt es allein von der Menschheit selbst ab, ob und wie sie weiterexistiert. Die Frage ist sonach nicht, ob sie muss, darf oder soll, sondern ob sie es möchte, und wenn ja, wie sie es kann. Hierauf will das Buch sozialphilosophische Antworten geben. Diese kreisen um die ethischen, politischen und kulturellen Voraussetzungen, unter denen eine Bejahung des Lebens vor dem Hintergrund seiner Beschwerlichkeit und Belanglosigkeit dennoch möglich ist.